

# Der zertrümmerte Spiegel

Autor(en): **Fravi, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **10 (1968)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-555671>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der zertrümmerte Spiegel

Erzählung von *Paul Fravi*

In einem Bündner Kurort steht ein ziemlich großes Hotel, welches vor nun bald hundert Jahren noch der Stammsitz einer jetzt ausgestorbenen Adelsfamilie war. Das Schicksal dieses Hauses ist keine Ausnahme; im Gegenteil, die Herrschaftssitze früherer Zeiten, welche in Gasthäuser, Heime oder Anstalten umgewandelt wurden, sind zahlreicher als jene, in denen die leiblichen Nachkommen noch ihre verblaßte Ahnengalerie betrachten können. Meistens ist außer den vier Mauern und dem Dach von der einstigen Herrlichkeit nicht mehr viel übrig geblieben, weil es eben an Geld fehlte, um das vom Zahn der Zeit angefressene Gebäude instand zu halten, und auch von der Inneneinrichtung wurde Stück um Stück weggetragen, um die Gläubiger zu befriedigen. Und als es dennoch nicht mehr ging, mußte schließlich auch das schadhafte Gebäude selbst mit dem kläglichen Mobiliarrest verkauft werden.

Wie gesagt, auch diesem einstigen Patrizierhause in Graubünden erging es nicht besser; es war einfach ein Fall unter vielen. Als es unter den Hammer kam, bestand seine ganze Inneneinrichtung noch aus einer reich geschnitzten, getäferten Stube mit Kassettendecke (und dies auch nur deshalb, weil die Wegnahme sich als zu kostspielig erwiesen hatte), einigen Stabellen und zwei wurmstichigen Barockkommoden. Das war alles. Auch der eifrigste Antiquar hätte nichts Brauchbares mehr finden können. Nur im Estrich oben stand unter einigen zerbrochenen Ziegeln und deshalb ziemlich verwittert ein sehr großer, fast mannshoher Spiegel oder, genauer gesagt, der leere Rahmen, denn vom Spiegel selbst waren nur noch wenige erblindete Scherben in den Ecken und am Rande zu sehen. Da der Spiegelrahmen samt dem aufgesetzten Krönlein brüchig und die Vergoldung ab-

geblättert waren, hatte man ihn stehen lassen, wo er war. Dieser Spiegel war fremdländischer Herkunft, ein Glanzstück aus Frankreichs Barock. Wahrscheinlich hatte ein früherer Besitzer des Hauses ihn aus fremden Kriegsdiensten mitgebracht und seiner Frau zum Geschenk gemacht. Von der Geschichte dieses Spiegels soll hier berichtet werden.

Die beiden letzten Nachkommen des einst reichen und mächtigen, aber mit der Zeit verarmten Patriziergeschlechtes von B. waren zwei ältliche Jungfern. Zugleich waren sie nach dem früh erfolgten Tode ihrer Eltern auch die letzten Besitzerinnen des Stammhauses. Sie trugen ihr Schicksal mit Würde. Die ältere, Giulitta, war von Kindheit an hager, knochig und sehr fromm, während die jüngere, Antonia, in allem und jedem das genaue Gegenteil war. In jüngeren Jahren mußte sie eine anziehende Schönheit gewesen sein, überschäumend lebenslustig und großzügig, soweit es der spärliche Rest des Familiengutes noch zuließ. So verkörperten diese beiden Schwestern gewissermaßen das Schicksal ihres nun müde gewordenen Geschlechtes: die häuslicherische, stets auf das Wohl ihrer Schwester bedachte Giulitta und die temperamentvolle Antonia, in der sich noch zu einem letzten Male die ganze Kraft ihrer Vorfahren in heißer Lebenslust offenbarte, gleich wie in einem grünenden Reislein eines schon absterbenden Baumes. So waren die beiden Schwestern beschaffen.

Ihr Leben floß in ruhigem Gleichmaß dahin. Giulitta verwaltete die Landwirtschaft, verhandelte mit dem Pächter und sorgte dafür, daß die Zinsen regelmäßig eingingen. Aber jedes Jahr mußte ein weiteres Stück Land verkauft werden, und jedes Jahr wurden die Einkünfte geringer. Antonia war im Hause tätig, besuchte die Feste in der Stadt und lud

selbst Gäste ein, wenn die Kasse es gerade erlaubte. Sie war in ständiger Unruhe und Angst, das Leben zerrinne ihr ungenützt zwischen den Fingern, ohne es genossen zu haben.

Eines Tages wurde ihr sehnsüchtiger Wunsch erfüllt. Eine entfernt verwandte Tante aus Mailand schickte eine Einladung, den Sommer auf ihrem Landsitze im Veltlin zu verbringen. Für Giulitta stand es zum voraus fest, nicht hinzugehen, um aus den noch wenigen vorhandenen Barmitteln die Reise und den Aufenthalt Antonias zu ermöglichen. Beide Schwestern waren nun beinahe Tag und Nacht mit Reisevorbereitungen beschäftigt. Das ganze weitläufige Haus wurde nach Sattelzeug, Koffern und Gewändern durchsucht. Alles war zwar reichlich vorhanden, aber in welchem Zustande! Das Zeug war verrostet, vergilbt und zerschissen, und es brauchte Wochen, bis alles so weit geordnet war, daß Antonia einigermaßen standesgemäß reisen und an Stelle der vorhandenen Armut einen gewissen Wohlstand vortäuschen konnte.

Antonia hatte ihre erste Jugend schon längst überschritten, aber ihre Schönheit war geblieben. Aus ihren großen dunklen Augen strahlte ungebrochener Lebensmut; das tief-schwarze Haar wölbte sich in natürlichen Wellen über ihre Stirne, und ihre Hände, die nie schwere Arbeit verrichtet hatten, waren zart und weiß. So bot sie ein Bild ungetrübter Jugendfrische, als sie sich eines Morgens anfangs Juli in den Sattel schwang und, begleitet von einem Reitknecht und einem jungen Mägdelein, der Tochter des Pächters, zu ihren Verwandten ins Veltlin ritt. Giulitta blieb unter der Haustüre stehen, bis die kleine Reitgesellschaft um die nächste Wegbiegung verschwunden war. Mit einer müden Bewegung ließ sie die Hand, die sie zum Winken erhoben hatte, sinken und kehrte ins Haus zurück. Seit dem frühen Tode ihrer Eltern hatte sie an ihrer jüngeren Schwester Mutterstelle vertreten, sie auferzogen und, so gut es ging, ihr den Weg geebnet. Nur sie allein wußte, wie es um das Hauswesen stand. Mit Fleiß und Umsicht hatte sie den bescheidenen Besitzstand zu erhalten versucht und alle Entbehrungen auf sich ge-

nommen, um Antonia, die sie zärtlich liebte, nichts entgehen zu lassen. Sie hatte ihr verschwiegen, daß sie noch die letzte Alp verkaufen mußte, um sie standesgemäß auszurüsten und, was zwischen ihnen nie ausgesprochen worden war, ihr in Italien vielleicht zu einer Heirat verhelfen zu können. Hier in der Heimat, wo ihre Verhältnisse nur zu wohl bekannt und arme Bräute nicht gesucht waren, bestand keine Aussicht auf eine solche Heirat. Aber in Italien, wo ihr Name noch Klang und Ansehen hatte, vielleicht. Das war die Zuversicht Giulittas, mit der sie Antonia ziehen ließ.

Nach drei tüchtigen Tagesritten über den Julierpaß und den Bernina erreichte Antonia mit ihrem kleinen Gefolge Tirano, wo sie von ihrer Tante umarmt und willkommen geheißen wurde. Donna Anna bewohnte einen verfallenden Palazzo, der notdürftig instand gehalten wurde, um während der warmen Jahreszeit die Familie und, wenn es sein mußte, einige Gäste zu beherbergen. Die Familie bestand gegenwärtig nur aus Donna Anna allein. Ihr Sohn Antonio diente als Offizier in Rom und wurde in den nächsten Tagen zurück erwartet. Von der geisteskranken Tochter, die Tante Anna nur aus Sparsamkeit im Hause behielt und in einem abgelegenen Zimmer, von einer alten Magd betreut, ein elendes Dasein fristete, wurde überhaupt nicht gesprochen. Auch war nicht ganz klar, was mit Donna Annas Mann geschehen war; nur so viel stand fest, daß sie vor einigen Jahren plötzlich Witwe geworden war und ihn seither nie mehr erwähnte. Ihren ganzen Stolz setzte die alternde und vom Leben tüchtig mitgenommene Frau auf Antonio, der von ihr vergöttert wurde.

Anfänglich gefiel es Antonia recht gut, obwohl sie zu ihrer Enttäuschung feststellen mußte, daß zwischen ihrem eigenen Hause in Graubünden und diesem abgewirtschafteten Palazzo eigentlich kaum ein Unterschied bestand. An allem wurde gespart, an den Kerzen, an der dünnen Suppe und am Gesinde, das zudem noch frech und dreist war, weil es nicht bezahlt wurde. Die erste Herzlichkeit der Tante ließ von Tag zu Tag nach und verwandelte sich in Gleichgültigkeit, ja Ableh-

nung. Ihr in diesen Dingen geübtes Auge hatte bald herausgefunden, daß Antonias Ausstattung nur aus altem Zeug schäbig zusammengestückelt war und nicht auf den von ihr erwarteten Reichtum schließen ließ. Ja, sie ging so weit und erklärte mit verletzender Offenheit, welche über die Absicht ihrer Einladung keinen Zweifel mehr zuließ, daß Antonio infolge der Mißwirtschaft seines Vaters (was die einzige Erwähnung ihres verstorbenen Mannes bedeutete), auf eine reiche Braut angewiesen sei. Damit wußte Antonia nun deutlich Bescheid.

So standen die Dinge, als Antonio eines Abends in Tirano angeritten kam. Kaum war er eingetreten, erfüllte er das ganze Haus mit seiner übersprudelnden, ansteckenden Fröhlichkeit und begrüßte Antonia als seine «liebe Kusine». Wie von Zauberhand war aller Mißmut aus dem alten Palazzo gewichen. Donna Anna lebte in Antonios Gegenwart förmlich auf, und die unbezahlten, schlecht gelaunten Dienstboten taten ihr Bestes, um ihre Herrschaft zufriedenzustellen.

Auch Antonia vermochte sich dem Zauber, der von Antonio ausging, nicht zu entziehen. Auf sein Drängen verschob sie ihre Abreise von Tag zu Tag. Sie fühlte, wie sie ihm willfährig wurde, sich dagegen sträubte und doch nicht anders konnte.

An einem Nachmittag, an dem sie mit Antonio in einem ob dem Palazzo gelegenen Weinberge spazieren ging, führte er sie in eine Laube und zog sie neben sich auf eine Bank nieder. Er nahm ihre Hand in die seine und wollte sie küssen, doch Antonia entzog sie ihm.

«Nein, nicht so, Antonio», sagte sie, «sei vernünftig. Wir sind keine Kinder und wollen nicht voreinander Verstecken spielen. Ich bin deine Kusine, ich bin älter als du, ich bin arm, ich . . .»

Antonio legte seine Hand auf ihren Mund. «Kein Wort mehr von diesen häßlichen Dingen. Du bist schön, und wir lieben uns, ist das nicht genug?» Er warf sich ihr zu Füßen und legte seinen Kopf in ihren Schoß. «Antonia, sag, ist es nicht genug, wenn sich zwei junge Menschen lieben?»

Verträumt ließ sie ihn gewähren. Sie schaute über das Tal, das in der vollen Schönheit dieses Sommernachmittages vor ihr lag. Das Laub der Rebberge begann sich schon ein wenig zu verfärben und leuchtete grün und rot und gelb im Sonnenglast.

«Ja», nahm Antonia nach einer Weile das Gespräch wieder auf, «du hast recht, unsere Liebe mag für den Augenblick genügen, aber wir müssen an unsere Zukunft denken. Du bist arm, und ich bin arm, und wir haben nichts außer unserem Namen. Du brauchst eine reiche Frau, Antonio.»

«Ich werde dich reich machen!» rief Antonio mit funkelnden Augen. «Du bist die einzige Frau, für die ich es zu tun vermag. Gib mir Zeit, ein Jahr, ich werde es dir beweisen.»

Am anderen Tage reiste Antonia ab. Ihre Tante war erstaunt, als sie ihr ihren Entschluß mitteilte, aber ihre Augen leuchteten auf, denn sie hatte schon lange mit Mißtrauen die Zuneigung ihres Sohnes zu ihrer Nichte bemerkt.

Antonio hatte sich ausbedungen, Antonia eine Wegstrecke weit zu begleiten. Er versicherte sie seiner Liebe und nahm ihr das Versprechen ab, auf ihn zu warten. Sie hörte und glaubte wohl, was er ihr sagte, aber ihr Herz wurde ihr schwer dabei. Beim Abschied öffnete er seine Satteltasche und entnahm ihr ein Schmuckkästchen. Es war aus schwerem getriebenem Silber, mit Topasen, Smaragden und Saphiren verziert.

«Nimm es als Pfand meiner Liebe, Antonia», sagte er. «In einem Jahr werde ich es dir mit Gold und Edelsteinen füllen.»

Als sie sich sträubte, es anzunehmen, drückte er es ihr in die Hand. «Es ist die einzige Kostbarkeit, die ich besitze. Mein Vater hat mir dieses Kästchen kurz vor seinem Tode übergeben und mir das Versprechen abgenommen, es dereinst an meine Braut weiterzugeben. Es ist mein Pfand, dich glücklich zu machen.»

Bevor Antonia etwas erwidern konnte, hatte er sein Pferd gewendet und ritt zurück. Als er ihren Blicken entschwunden war, straffte sie die Zügel und ritt heimwärts.

Herbst und Winter vergingen in gewöhn-

tem Gleichmaß. Beinahe jede Woche brachte ihr einen Brief von Antonio, der sie immerfort seiner Liebe versicherte und sie in ihrem Glück bestärkte. Kurz nach ihrer Abreise war er nach Rom zurückgekehrt und hatte seine Laufbahn als Offizier fortgesetzt. Im Sommer, so schrieb er, werde er so weit sein, sein Versprechen einzulösen und sie als seine Frau heimzuholen.

Als der Frühling kam, ließen seine Briefe länger auf sich warten, «Noch drei Monate», versuchte Antonia sich zu beruhigen, «und er wird selbst kommen.» Stundenlang saß sie vor dem Spiegel und betrachtete ihre Gestalt und ihr Gesicht, in dem sich Fältchen unter den Augen zu bilden begannen. Voller Schrecken dachte sie daran, daß Antonio sie gealtert und nicht mehr begehrenswert finden werde. Sie zog Giulitta zu Rat, die sie versicherte, daß sie sich gar nicht verändert habe. Aber der Spiegel, wollte ihr scheinen, war der bessere Ratgeber. Je seltener und nichtssagender die Briefe wurden, um so länger saß sie vor ihrem Spiegel, um sich einzureden, daß sie seit jenem Tage, an dem sie von Antonio Abschied genommen, nicht gealtert hatte und ihn bei seiner Rückkehr aufs neue durch ihre Schönheit an sich fesseln werde.

Seltsam, seit der Trennung war ihre Liebe zu Antonio ständig gewachsen. Sie sah ihn verklärt vor sich, sah sein braunes männliches Gesicht, seine hohe Gestalt und hörte den metallischen Klang seiner Stimme, vor allem seine letzten Worte: «In einem Jahre werde ich dich abholen!» Sie besaß kein Bild von ihm, aber der Schleier der Erinnerung hatte ihn noch schöner und begehrenswerter gemacht. Mit jeder Fiber ihres Herzens hing sie an ihm. Sie war klug und einsichtig genug, um zu wissen, daß Antonios Mutter alles tat, um ihn ihr abspenstig zu machen, und daß er in Rom tausenderlei Versuchungen ausgesetzt war. Aber — und darin war sie den meisten liebenden Frauen gleich — sie hoffte auf seine Gegenliebe und war sicher, ihn wieder zurückzugewinnen, sobald er nur hier sein würde.

Antonia verließ ihr Zimmer nur noch selten. Ihre ganze Zeit verwandte sie auf ihre

Pflege. Sie kasteite und peinigte ihren Körper mit kalten und heißen Bädern. Aus den verschiedensten Alpenkräutern hatte sie Tinkturen und Salben hergestellt, mit denen sie abwechslungsweise ihr Gesicht einrieb, um es jung und faltenlos zu erhalten. Jeden Augenblick befragte sie den Spiegel über ihr Ebenbild, das sie gerade nach der Laune, in der sie sich befand, befriedigte oder abschreckte. Die Führung des Haushaltes und der Wirtschaft hatte sie schon längst ihrer Schwester überlassen, die sich widerspruchslos drein fügte und sie gewähren ließ. Giulitta war seit jeher nur darauf bedacht gewesen, Antonia die Wege zu ebnen und sie glücklich zu machen; willig nahm sie alle Arbeit und Mühsal auf sich. Das Haus verfiel mehr und mehr. Es war Giulittas steter Umsicht zu verdanken, daß wenigstens zwei Zimmer wohnlich aussahen: die gute Stube, in der Antonio empfangen werden, und das Zimmer, in dem er schlafen sollte. Alles übrige ging den unaufhaltsamen Weg des Zerfalls.

Eines Morgens — es war fast genau der Tag, an dem Antonia vor einem Jahre aus dem Veltlin zurückgekehrt war und an dem Antonio von den Schwestern erwartet wurde — trat Giulitta in ihrer Schwester Zimmer. Antonia saß wie gewohnt vor ihrem Spiegel und legte sich einige Pflästerchen auf.

«Nun, was sagt das Spieglein an der Wand?» fragte sie mit einem Lächeln auf ihrem hageren, faltigen Gesicht. Die Hände hatte sie unter ihrer schäbigen Schürze verborgen.

Antonia hielt in ihrer Arbeit einen Augenblick inne und musterte ihre Schwester von oben bis unten. «Immer noch das alte Zeug!» stellte sie statt jeder Antwort fest. «Ich habe dir schon oft gesagt, du müssest dir ein neues Kleid zutun. Er kann nun jeden Tag kommen, und dann darfst du nicht wie eine Vogel-scheuche herumlaufen. Bitte, Giulitta, mir zuliebe», setzte sie etwas versöhnlicher hinzu.

«Ich weiß, Schwesterchen. Ich bin eben daran, mir einen Rock zusammenzuschneiden. Ich glaube, ich werde mich beeilen müssen.» Damit zog sie unter ihrer Schürze einen Brief hervor und hielt ihn ihrer Schwester hin.

Antonia sprang heftig auf, daß der Stuhl polternd zu Boden fiel, und riß ihr den Brief aus der Hand. «Er kommt, er kommt», jubelte sie. «Endlich. Ich wußte, daß er Wort halten werde.»

Mit fliegenden Händen erbrach sie das Siegel und entfaltete den Brief. Glücküberstrahlt, die Arme in ihre knöchigen Hüften gestützt, stand Giulitta da und betrachtete ihre Schwester, wie sie die ihr wohlbekannten Schriftzüge überflog. Antonias Glück war auch das ihre, etwas anderes hatte sie nie vom Leben erwartet.

Sie wollte unbemerkt zur Türe hinausgehen, als sie den Brief mit dem schweren Siegel zu Boden fallen hörte. Giulitta wandte sich um und sah in das verstörte Gesicht Antonias, aus dem alles Blut gewichen war.

«Was ist dir, Kind?» fragte sie mit behutsamer Stimme. «Komm, setz dich.» Sie stellte den Stuhl wieder auf und drückte Antonia darauf nieder. «So sprich doch.»

Endlich schien sie aus ihrer Erstarrung zu erwachen. «Dort, in diesem Briefe steht es», sagte sie und deutete auf ihn hin. «Er kommt nicht und wird nie kommen. Seine Mutter, seine geistesranke Schwester . . ., ach, es ist alles nur Vorwand und Lüge, Lüge. Alles war umsonst.» Mit beiden Händen fuhr sie über das Tischchen, welches vor dem Spiegel stand, daß die Fläschchen und Dosen klirrend zu Boden fielen. Dann nahm sie das silberne Schmuckkästchen an sich und betrachtete es. «Ich wollte ja nicht, daß er es mir mit Gold und Edelsteinen fülle, wie er es versprochen hatte. Er hätte auch mit leeren Händen kommen können. Nur ihn habe ich erwartet, ihn

allein. Mich braucht niemand mehr, und ich brauche euch nicht mehr.» Mit diesen Worten hob sie das Kästchen in die Höhe und schleuderte es mit voller Wucht in den Spiegel, der krachend auseinanderfiel.

Giulitta hatte mit aufgerissenen Augen zugeschaut. «Kind, mein Kind», stammelte sie, «was machst du?» Einen Augenblick blieb sie unschlüssig stehen; dann hob sie ihre zitternde und willenlose Schwester auf ihre starken Arme, trug sie zum Bett, wo sie sie auszog und unter die Decken schob, wie sie als Mädchen so oft getan hatte.

Antonia sollte nie mehr aufstehen. Ihre Kasteiungen, die verderbliche Wirkung ihrer Schönheitsmittel, die monatelange Spannung und schließlich die große Enttäuschung hatten ihre ohnehin schon schwache Gesundheit noch vollends zermürbt. Nach zwei Monaten erlosch das flackernde Lebensflämmchen für immer.

Als Giulitta ihre Schwester zu Grabe getragen hatte, ging sie daran, ihr Haus zu bestellen. Sie rechnete mit den Pächtern ab, machte Ordnung, soweit es in den leeren Räumen noch etwas zu ordnen gab, und stellte den Spiegelrahmen auf den Estrich. Als das Haus verkauft war, blieb gerade noch so viel übrig, um die Schulden zu bezahlen und auf Antonias Grab einen Denkstein zu setzen. Giulitta verbrachte den Rest ihres Lebens im Kloster, wo sie als Laienschwester diente, denn Dienen war immer ihr Beruf gewesen. Das silberne Schmuckkästchen aber mit den eingelegten Edelsteinen stiftete sie für das Seelenheil ihrer Schwester.